

Erfahrungen vom Wert der alten Sprachen für die Schule

Autor(en): **Christ-Socin, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **5 (1925-1926)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erfahrungen vom Wert der alten Sprachen für die Schule.*)

Von Hermann Christ-Socin, Riehen.

„Man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten.“

Ob heute der Schulunterricht in Latein und Griechisch, die bisher als klassische Sprachen galten, zu unserer Kultur noch erforderlich, ja auch nur nützlich sei, wird unter unsern schweizerischen Schulmonarchen eifrig erörtert. Zur Zeit tönen die Stimmen stark antiklassisch, so auch die des Gymnasialprofessors für Deutsch in Lausanne, zugleich Privatdozenten für Sanskrit, Dr. Hs. Schacht. (Siehe Januar-Nummer 1926 dieser Hefte, 543.) Sollte nicht auch einem alten Laien erlaubt sein, seine bescheidene Meinung zu dieser alten und großen Frage zu äußern?

Daß kürzlich der schweizerische Arztestand sich nach Umfrage fast uni sono für Beibehaltung des Latein für die medizinische Maturität aussprach, zeigt wenigstens, daß die Frage nicht eine bloße Methoden- oder Fachfrage ist, für welche die Lehrer allein zuständig wären, sondern daß sie eine tiefe Wurzel im Bewußtsein des Volkes hat.

Daß die sehr ausschließlich betriebene humanistische Schulung im Gymnasium, wie ich sie zwischen den 40er und 50er Jahren des 19. Jahrhunderts durchmachte, heute durch den Andrang neuen Stoffes und eines neuen Geistes bedroht ist, ist nur zu sehr begreiflich. Allein ebenso berechtigt ist das Streben einer immer noch kompakten Schar von Laien, von dem Unterricht in den alten Sprachen so viel als möglich zu retten. Vereinfachung, Zeitgewinn, auch Förderung an realistischen Kenntnissen, welche sich Herr Sch. von der Verabschiedung von Griechisch und Latein und von der Alleinherrschaft der modernen Sprachen in unsern Schulen verspricht, mögen ja auch zu einem gewissen Teil durch das Opfer der klassischen Bildung erreicht werden, wenn auch lange nicht in dem absoluten Maße, wie man es uns anpreist. Eine Analogie mit dem achtstündigen Arbeitstag drängt sich hier auf.

Die klassische Bildung, auch wo sie — wie übrigens jede in der Schule erreichte Bildung — auf einer mäßigen Stufe stehen bleibt, eröffnet immer noch dem Schüler eine Gedankenwelt, die er nie vertauschen würde gegen einen höher getriebenen Stock von realistischem Wissen. Die intensiv betriebenen realistischen Fächer mit Inbegriff der neuen Sprachen verschaffen eine beneidenswerte Weltgewandtheit, aber sie erweitern und vertiefen die Gedankenwelt nicht, sie verengen den Gesichtskreis, sie halten die Weltanschauung auf der Oberfläche fest, sie verleiten zur Streberei.

*) Wir halten die Erneuerung unseres ganzen Bildungsaufbaus, bei der die Frage nach Wert und Nutzen des altsprachlichen Unterrichts eine bedeutende Rolle spielt, für so dringlich und weittragend, daß wir unsern Lesern gerne den folgenden weiteren Beitrag zu dieser Frage vermitteln. Eine Darlegung unseres eigenen Standpunktes müssen wir aus Raumgründen auf das nächste Heft verschieben. Die Schriftleitung.

Herr Sch. entschuldige, wenn ich die Schilderung, welche er von den Wirkungen der rein humanistischen Schulung macht, hier in gleich drastischer Prägung heimzahle.

Überhebung und Züchtung aristokratischer Gesinnung ist mit jeder gesteigerten Erkenntnis verbunden, falls nicht das *Gnothi seauton* und die Zucht des christlichen Geistes den Sinn des Schülers temperiert und die drohende Reinkultur des Ego niederhält. Ein Analphabet wird den gebildeten Gegner, etwa auch ein Realist den Humanisten leicht aristokratischer Mlären bezichtigen. Allein demütige Gesinnung ist in heutiger Zeit in vornehmem Gewande eher häufiger als bei den Herren der Ochlokratie, welche unfehlbar in die Tyrannis, heute Diktatur genannt, ausarten. *Exempla docent*. Vollends ist die Züchtung einer „Oberschicht“ durch das klassische Gymnasialstudium ein Phantom. In meiner langen Erfahrung trat mir wenigstens in der Schweiz nie Gelehrtendünnel entgegen, wie ihn Herr Sch. zu schildern liebt. Wo mir etwas wie Oberschicht begegnete, war es einmal eine Anzahl, dem Handel und der Industrie angehörender Männer, die im öffentlichen Leben hervorragten und also mit Recht zur Oberschicht zählten, dann aber allmählich zur Geltung gelangte radikale, endlich auch kommunistische Größen, die sich zur Führung des Volkes berufen glaubten und dies in ihrem Auftreten zu markieren für gut fanden.

Wie Herr Sch. 544 anführt, sagt Paulsen in einer Geschichte des gelehrten Unterrichts, Freiheit müsse die Lebenslust der Schule sein, weil freie Selbsttätigkeit das Wesen des Geistes sei. Gewiß. Aber vor allem darf und soll die Schule die Jugend vorerst zur Freiheit erziehen, ehe die Jugend die Freiheit selbst in die Hand nimmt. Und das kann eben nur durch jenen kategorischen Imperativ geschehen, ohne den weder der Lehrer die Schule, noch der Regent den Staat regiert. Oder darf in der Schule nur das gelehrt werden, was den Schüler in seinem Freiheitsgefühl nicht beeinträchtigt? Würde da nicht jede Klasse mit Begeisterung für die *Ecole brussonnidre* stimmen?

Ich gehöre wahrlich nicht zu denen, welche meinen, weil sie anno *Salutis* 1848 es in der Schule etwas hart und streng fanden, daß nun auch alle künftigen Generationen es daselbst nicht besser haben dürfen.

Und dennoch ist der pseudogoethische Satz richtig: der nie geschundene Mensch wird nicht erzogen. So viel nur, um zu sagen, daß man unmöglich mit dem allgemeinen Begriff der Freiheit die Verbannung der klassischen Sprache aus der Schule stützen kann.

Ob nun der lateinische und griechische Unterricht nicht Lust und Liebe zur Sache wecken könne, hängt nach meinen Beobachtungen wesentlich von der Begabung und dem feu sacré des Lehrers ab. Ich kann bezeugen, daß bei meinen Mitschülern und mir die Qualität des Lehrers der Barometer dieser Liebe zum Gegenstand war. Wir schwärmten als Gymnasialisten für den so packend und knapp erzählten gallischen Krieg, wo der Legat Caesars in unserm Wallis Schläge holte, über die der erlauchte Tutor mit dem eleganten: *pauci de nostris interiore*, hinweggleitet; wir schwärmten vor allem für die unbergleichliche *Germania*,

wo in lapidaren, wie aus Granit gemeißelten Sätzen das Lob unserer Vorfahren gepriesen wird. Das war Liebe zum Latein auch „an und für sich“, aufrichtig und warm, und Herr Sch. tut mir beinahe leid, wenn seine Lehrer nicht im Stande waren, diese Lust und Liebe in ihm zu wecken.

Man tröstet uns für den Verlust der Originale mit den Übersetzungen, welche uns reichlich das klassische Altertum erschließen sollen. Aber auch die gerühmtesten Übersetzungen lateinischer und griechischer Klassiker sind nur ein Nothbehelf (Eiselsbrücken nannten es schon die Gymnasiasten), wobei weder die Form, noch der Inhalt, und noch weniger der Geist, die Stimmung der Alten wiedergegeben ist. Die beste Übersetzung bleibt ein Caput mortuum: Zum Teufel ist der Spiritus. Das Phlegma ist geblieben. Von Thukydides, dem Meister der großen Geschichtschreibung, von Tacitus, dem ahnungsvollen Patrioten, was bleibt übrig? Und erst von den Dichtern, den Tragikern? Und sei auch die Übertragung noch so vollkommen: sie hat stets den großen Mangel, daß wir sie herunterlesen, wie wir alles Moderne lesen: genau so rasch und gedankenlos, wie ein Romänchen von Fräulein K. V. Es hastet nicht, die Hast und Unrast unserer halkanischen Tage läßt kein Eindringen durch die Rinde des Alltages, kein Nachsinnen, keine Aufnahme zu. Da führt ein freier Nachmittag mühsamen Sitzens über dem Original nebst Nachschlagens in dem alten Schmöker von Lexikon weiter ins Verständnis und damit in den Genuß hinein.

Die Gegner der Alten halten die formale Bildung, welche deren Lektüre uns vermittelt, für ein recht fragliches Gut und meinen, an den neuen Landessprachen, zumal dem Deutschen, sei die formale Übung ganz ebensogut möglich. Ich halte auch nicht allzuviel vom einseitigen Reiten der Formenlehre. Mir kommt es auf den Inhalt, vor allem auf den Geist an. Aber doch scheint mir, daß die — vielleicht übermäßige — Durchpeitschung der Sprachformen wenigstens zwei bedeutende Vorteile bot und auch erreichte:

1. Eine Gewandtheit und Sicherheit beim Lesen der Klassiker, die ohne diese Fuchserie nie erreicht worden wäre.

2. Wir fanden schließlich, daß diese Plage uns mächtig „den Schädel puze“, d. h. uns Sinn, Takt und Verständnis verleihe für exakte Lösung kleiner und kleinster Wirrsale und für Abwicklung verwickelter Garns, wie wir sie sonst nie erworben hätten.

Vergessen wir nicht, daß all diesen verpönten Formen ein Sinn innewohnt, bis zum zweiten griechischen Morist hinaus, der der Sprache ihre Lebendigkeit, ihre Grazie gibt. In den unscheinbaren Formen birgt sich die Nuance der Sprache.

Und wenn man behauptet, daß die neuen, besonders die deutsche Sprache ganz dieselben formalen Übungen zulassen, so ist mir das fraglich. Denn die alten Sprachen sind, schon vermöge ihres abgeschlossenen Bestandes und der mangelnden lebenden Übung, kristallisiert, und Latein eignet sich, als ob es zu diesem Zweck erfunden wäre, zu formellen Exerzitien. Deutsch ist dafür zu lebendig, zu sehr wimmelnd

von noch nicht fixierten Willkürlichkeiten in Grammatik und Syntax. Es ist, man könnte sagen: zu gut für solche Exerzitien. Und erst das Französische! Der dem Herrn Sch. so unsympathische lateinische *Accusativum Infinitivo* ist harmlos gegen die verzwickten, noch von niemand befriedigend exponierten *Règles du participe passé*, welche der ganzen Sprache ein gewisses Malaise ausdrücken. Aber die Hauptsache: erst wenn man die Form ordentlich hinter sich hat, erschließt sich der Inhalt. Welche Schattierungen bergen allein die allerkleinsten Partikeln der griechischen Sprache *μεν* und *δε*! Welch pathetische, ironische, vernichtende oder gewinnende Wendung teilen sie den Sätzen mit, wenn ein Thukydides oder auch ein Paulus in seiner Rede auf dem Ares-Hügel, oder ein Johannes sie anwendet.

Alles das Gesagte nimmt sich aus, als ob ich ein Virtuose gewesen wäre im Lesen der alten Sprachen. Weit entfernt: ich war einmal ein passabler Schüler, nie voran, nie Primus und habe unendlich viel wieder verschwitzt. Doch so viel habe ich gewonnen, daß ich einige Autoren dankbar im Sinn behielt. Aber erst die stramme, oft fast verbissene Lesung des *Corpus Juris* hat mich wieder ins Latein geworfen und mein Interesse neu erregt, denn in dieser ungeheuern Ansammlung von Juristerei steckt eine Welt von konkreten Dingen, die man aus den Klassikern nie erfährt. So kam es, daß ich später mit einem Genossen, lediglich um uns recht auszulachen, auch auf Ausflügen in fabelhaftem Latein über alle uns auf der Ruhweide oder im Wirtshäuschen aufstoßenden kleinen Abenteuer schwatzte, und daß wir so das Unerhörte realisierten, Ende des 19. Jahrhunderts im Baselbiet mündliches Latein — und welches — zu sprechen. Ein Beispiel: es war im Neuhüsli. Wir hielten uns über das uns vorgesezte, etwas anrühige Kalbsfleisch in pseudohorazischen Worten auf, nicht ahnend, daß der Wirt einst irgendwo Latein gelernt hatte und uns nun, in gut Solothurnisch, abkanzelte, daß wir so heikel seien und nicht bedächten, wie schwer es sei, in so abgelegenen Tale immer frische Ware zu haben. Auch ein Beitrag zum Wiederaufleben der Antike im Schwarzbubenland!

Was nun das Verschwinden der in der Schule aufgelesenen Klassizität anbelangt, so ist ja klar, daß wer kein Philologe von Beruf ist, dem allgemeinen Gesetz des Vergessens unrettbar unterliegt. Aber dieses Vergessen geht doch nur mit dem abnehmenden Interesse parallel, und wo einmal der helle Funke einschlug, da wird wohl etwas mit Schutt zugedeckt, aber nicht ertötet: es bleibt immerhin ein ordentlicher Rest des Erlernten im Winkel des Gedächtnisses haften. Und mehr als das: es bleibt die Fähigkeit, aus dem mittelbaren Gedächtnis, aus dem Unterbewußtsein Manches aufzustöbern, das dann neu aufleuchtet und uns neu anregt, uns den Quellen zu nähern.

Diese Fähigkeit, wieder und wieder sich zurückzufinden in schöne Gedankengänge, verdanken wir dem Schulunterricht in den alten Sprachen und der damals geübten mühsamen Lektüre der Alten.

Herr Sch. äußert sich sehr ironisch zu dem, von ihm einmal gehörten Paradoxon (S. 551), man müsse das Latein erst einmal ver-

geessen haben, dann tue es erst seine Wirkung. Aber darin steckt ein Korn von Wahrheit. Man kann etwas in succum et sanguinem aufgenommen haben, während Form und Wortlaut längst vergessen sind. Ein Beispiel: ich habe den Katechismus, auf dessen Grund ich meine ersten Religionsstunden erhielt, längst vergessen, und doch ist sein Inhalt immer noch meine geistliche Speise.

Übrigens: spielt etwa das Vergessen bei den neuen Sprachen und allen andern Fächern keine Rolle? Gegen das Vergessen haben sich übrigens schon die Alten gewehrt. Hier eine berühmte Stelle aus den Liedern des Horaz:

„Glaube ja nicht, es werde untergehen, was ich einst am brausenden
Bergstrom in neuen, noch nicht abgedroschenen Weisen, begleitet
vom Saitenspiel, gesungen.“

„Auch was Anakreon gedichtet, hat das Alter verschont; noch atmet
die Liebe und lebt die Blut, welche die äolische Jungfrau
den Saiten vertraute.“

Nicht nur die Verse der Alten, auch ihre Prosa erweckt in dem, einst mühsam skandierenden und exponierenden, nun längst im Geschirrlaufenden Schüler ein Gefühl wie von Musik, eine Kühlung wie Höhenluft, kurz die ganze Macht einer hohen Erinnerung und die Ahnung eines Größern.

Das alles, sagt man uns freilich, sind nur Gefühle, die Schule aber muß den Jungen ausrüsten für den Kampf ums Dasein. Nein, das sind nicht nur Gefühle, sondern darin besteht ein gut Stück unserer Kultur. Der Moderne mag noch so „zivilisiert“, noch so gedreht und realistisch gebildet sein, um das technische Pensum, das ihm die öffentliche Meinung vor schreibt, erträglich abzuwickeln. Mag er auch dabei gedeihen, so fehlt ihm doch die Blüte des Daseins: die Kultur. Und dazu gehört eben das Gemüt, und was der Mensch im innern Herzen spürt, und dabei soll auch die Antike nicht fehlen. Den Grund echter Kultur legt das ewige Wort Gottes an die Menschheit, die Offenbarung, die Geschichte der Führung der Menschheit zu ihrem Ziel in Gott. Daran reiht sich unmittelbar die Geschichte der alten Völker als eine Fortsetzung dieser Führung, die wir aus der klassischen Literatur schöpfen. Wir sind so stolz auf unsere Kunst im weitesten Sinn. Wem verdanken wir diese Gabe als den Griechen und Römern? Wenn Herr Sch. das Latein über Bord werfen will, um „überflüssigem“ Platz zu machen, da ja der Franzose sage: *le superflu, chose fort nécessaire*, so sagen wir ihm: gerade das Latein ist dieses notwendige Überflüssige, sodaß am besten Anderes über Bord gehen möge.

Auch erschließt uns die Kenntnis des Latein die gesamte Literatur der Renaissance: ein ungeheures Feld von Geschichts- und Kulturkenntnis. Man denkt heute zu gering von diesem Literaturgebiet, weil man es nicht mehr kennt, und von seiner Zeitepoche, welche die bewegteste und entscheidende für das heutige Europa war, und welche auch die der Wiedererweckung aller, heute so hochgehaltenen Künste und Wissenschaften war. Ich erwähne als Beispiel nur den großen Nieder-

länder Erasmus, einen halben Basler. Was hat er durch Herausgabe des griechischen Neuen Testaments, durch seinen feurigen Aufruf zu Gunsten der Heidenmission, durch seine zahlreichen, geistvollen Schriften geleistet! Wer sich in seine Adagia vertiefen kann: einen Abgrund allumfassender Gelehrsamkeit, wo alle Sprichwörter der alten und neuern Welt mit glänzendem Humor erklärt sind, oder wer sich an seinen, für Schulen bestimmten und lange auch in Schulen gebrauchten Colloquia ergötzt hat, in denen eine kindliche, harmlose, aber auch mit beißendem Wiß gewürzte „lingua parlata“ vom feinsten, flüchtigsten Latein dargeboten ist, der weiß, daß das Latein den Schlüssel zu köstlichen Schätzen liefert. Wie Honigseim geht uns dies Renaissance-Latein ein.

Ich gebe zu, daß das Griechische als Schulfach zurücksteht, weil es eine schwerer zu erlernende Sprache ist, und zwar eben wegen seiner komplizierteren, feinern Organisation und lebendigen Natur. Das Griechische ist fähiger, alle möglichen Tönungen und Stimmungen durch die Sprache zur Geltung zu bringen als das Latein. Wie wunderbar tritt bei den griechischen Historikern die Sprache in den Dienst der Gesinnung! Was ist erhabener als die Diktion in den Tragödien des Aeschylus, vor allem in dem unvergleichlichen Prometheus, was höhniisch herausfordernder als der Dialog bei Aristophanes!

Oder — aus einer andern Sphäre — was ist anziehender als die Hilfe, welche uns eine — auch ganz bescheidene Kenntnis des Urtexts zum tiefern Verständnis des Neuen Testaments leistet! Nur ein bekanntes Beispiel: die Luther-Übersetzung gebraucht das Wort Buße, wo im griechischen Text das Wort *μετανοια* steht. Buße aber hat vorwiegend den Sinn von Strafe. Wie viel klarer ist der griechische Ausdruck. Er geht auf das Wesen der Frage ein, er bedeutet einen Sinn, der neben den alten Sinn tritt und an seine Stelle, eine Sinnesänderung.

Und was würde aus unsern Universitäten werden, wenn die geträumte Amputation wirklich zur Tat würde! Wir wissen, daß alle heutige Wissenschaft, also auch sämtliche Fakultäten der Hochschule sich aufbauen auf den Forschungen der Vergangenheit, und daß vom 18. Jahrhundert rückwärts, ja tief ins 18. Jahrhundert hinein selbst in den exakten Wissenschaften (Euler, Bernoulli) alle maßgebenden Arbeiten in Latein geschrieben wurden. Latein ist also nicht nur zur historischen Forschung, für die Geschichte der Wissenschaften, sondern zum Bestande, zur Erfassung und Handhabung jeder heutigen Wissenschaft ganz unentbehrlich. Der Botaniker schreibt heute noch seine Diagnosen latein in unmittelbarer Anlehnung an die ältern Autoren, und schon deshalb, um auch im Ausland verstanden zu werden. Prof. G. Senn betreibt aristotelische Naturkunde auf Grund des griechischen Textes. Die ganze Terminologie der Naturwissenschaften mit Einschluß von Chemie und Medizin ist ein Kompositum von Latein und Griechisch. Sie sollte zwar nach Herrn Sch. mittelst einer Schnellbleiche den Studenten eingedrillt werden, allein dabei würde diesen ja jedes Verständnis für die Sache selbst noch fehlen: es mahnte mich an die Zeit, da Oesterreich seinen verschiedenen slawischen und andern Kontingenten deutsche Kommandoworte einprägte.

Und erst die „Geisteswissenschaften“. Die Theologie mit Augustin bis zu den Institutiones Calvin's, die Philosophie von Plato bis Cartesius, die Jurisprudenz, deren beste Quellen im Corpus Juris fließen: was wären sie alle, wenn nicht Lehrer und Studierende mit dem Latein, aber auch mit dem Griechischen wenigstens leidlich umzugehen wüßten?

Und nun denke man sich, daß die Schule der Universität lauter lateinische und griechische Analphabeten, d. h. Leute zuführen würde, denen diese Sprachen und Literaturen fremd sind. Natürlich müßte ihnen sofort intensiver Unterricht darin gegeben werden, und dieser müßte jedem Fachstudium vorangehen, denn jeder Erststudent weiß, daß neben dem Fachstudium unmöglich noch ein solches in einer oder zwei alten Sprachen ab ovo beginnen und gedeihlich nebenher laufen kann. Und nun stellen wir uns den unglücklichen Abiturienten vor, der 18 oder 19 Jahre alt, anstatt mit schönem Eifer sein Fachstudium zu beginnen, vorerst — sagen wir drei oder vier Semester lang — sich die Rudimente jener Sprachen möglichst schnell, also möglichst schlecht soll einpauken lassen. Es würde sich also seine Studienzeit um ca. zwei Jahre verlängern, und statt mit 23 oder 24 Jahren würde er erst mit 25 oder 27 Jahren an Amt und Brot kommen.

Ich denke, eine solche verzweifelte Umkämpfung unserer ganzen Schul- und Universitätseinrichtung könnte doch manchen Schwärmer für „bloß neue Sprachen“ abkühlen, denn sie würde unserm bürgerlichen Volke eine unerschwingliche Last auflegen, ohne ihm irgend einen Ersatz zu bieten.

Und nun zum Schluß:

Will uns wirklich die moderne Schule abschließen von diesen unentbehrlichen, belebenden Grundlagen unserer Kultur? Rücken nicht aus Osten und anderswoher bereits Feuerzeichen einer apokalyptischen Vernichtung unserer Kultur heran? Haben wir diesen gegenüber nötig, uns auf die Seite des Realismus zu schlagen, damit die drohende Dämmerung leichteres Spiel habe?

Es scheint mir, daß wir uns dagegen stemmen und zähe und geduldig Alles erhalten sollten, um dessen willen es überhaupt noch der Mühe lohnt zu leben. Will man also dem Antiklassizismus in der Schule Raum geben, so weit er nicht mehr aufzuhalten ist, so suchen wir — und sei es auch durch „Flickarbeit“, einen möglichst großen Bruchteil an Unterricht von Latein und Griechisch zu retten, es sei nun auf welche Art es geschehen kann. Es wird sich lohnen. Wenn nicht, so droht uns eine Verödung und ein Verlust an innerem Kulturgut, was sich ungefähr in der Weise rächen würde, wie wenn einer Dase das Grundwasser, von welchem ihre Palmen leben, entzogen würde.